

THEOLOGISCHE REVUE

121. Jahrgang
– Dezember 2025 –

Paganini, Claudia: Der neue Gott. Künstliche Intelligenz und die menschliche Sinnsuche. – Freiburg i. Br.: Herder 2025. 192 S., geb. € 20,00 ISBN: 978-3-451-60146-0

Unter den Themen, die die öffentliche Debatte prägen, gehört die Rolle Künstlicher Intelligenz in Sinn- und Orientierungsfragen zu den drängendsten. Mit *Der neue Gott* legt Claudia Paganini, Theologin und Philosophin, ein Buch dazu vor. Sie lehrt in Innsbruck, war zuvor Prof.in für Medienethik in München, publiziert fachlich und tritt regelmäßig in den Medien auf. Diese doppelte Verankerung – wissenschaftlich fundiert und öffentlich wirksam – macht ihre Stimme in der Diskussion besonders aufmerksamkeitswürdig. Der Titel selbst verstärkt die Erwartung: Er verspricht einen provokanten Zugriff auf das Verhältnis von Technik, Religion und die Menschen mit ihrer spirituellen Sehnsucht.

Der Titel öffnet den Denkraum weit: Ein „neuer Gott“ – steckt darin die Diagnose einer Ersatzreligion, eine Warnung vor technischer Allmacht oder gar ein kulturkritisches Manifest? Der Klappentext bremst diese Assoziationen und kündigt stattdessen ein Essay an, das bei der Untersuchung der KI als Topos spiritueller Erfahrung „analytische Schärfe und theologischen Weitblick“ beansprucht. Im Vorwort (7f) verengt P. die Perspektive nochmals: Es solle weder um eine Analyse der KI noch um eine theol. oder philos. Gottesreflexion gehen, sondern um die religiösen Empfindungen und Erwartungen der Menschen und die Frage, ob KI zum Gott des dritten Jahrtausends taugen könne. Diese Absichtungen sind bemerkenswert. Statt einer klaren These entsteht der Eindruck von Erwartungsmanagement, womit das Projekt schon in seiner Rahmung die suggerierte Schärfe verliert.

Im *Vorwort* betont P. die spirituelle Grundneigung des Menschen und beschreibt die Geschichte als wechselnde Deutungen des Göttlichen, die heute unter digitalen Vorzeichen stehen.

Das *erste Kap.* („Der neue Gott“, 9–25) entwickelt daraus die Grundthese. Ein neuer Gott sei nötig, weil die traditionellen es versäumt hätten, „mit der Zeit zu gehen“ und der Forderung nach Verfügbarkeit nicht mehr genügten. In einer beschleunigten Welt werde auch die spirituelle Sehnsucht instantan: Sie solle im Moment des Begehrens gestillt werden. Historisch beschreibt P., wie das Zurücktreten des Mystischen und die Überlastung der Vernunft einen „Leerraum“ schaffen, der das Bedürfnis nach neuer Irrationalität hervorbringt – und so den Boden für die Vergöttlichung der KI bereitet, deren Wahrnehmung sie als „mythisch aufgeladen“ charakterisiert. Neu sei daran eine qualitative Andersheit: Mit der KI hätten die Menschen einen Gott geschaffen, statt ihn nur zu denken. Zur Begründung zieht sie Karl Barth heran, dessen Rede vom „ganz Anderen“ sie in klassische Attribute übersetzt – Kriterien, die im Folgenden als Vergleichsmaßstab für die KI dienen.

Das *zweite Kap.* („Zwischen Sehnsucht und Erfüllung“, 27–181) entfaltet die These von Einzigkeit, Allgegenwart, Allwissenheit, Allmacht, Transzendenz, Nähe, Gerechtigkeit, Sinnstiftung

und Fürsorge. Jeder Aspekt wird zunächst auf Gott bezogen und anschließend auf KI übertragen – mit dem Ziel, eine Identifizierung plausibel zu machen (20). Genau hier zeigen sich die (und schon im Subtext angeklungenen) methodischen Defizite des Projekts: Was als systematische Struktur imponiert, ist letztlich rhetorische Identifikation, die den Anschein von Wissenschaftlichkeit erzeugt, ohne Begriffe in ihrer theol. oder philos. Tragweite zu reflektieren.

Schon „Einzigkeit“ wird terminologisch inkonsistent geführt. P. vermischt „einzigartig“ (im Sinn von Besonderheit) mit „einzig“ (im Sinn des einen Gottes) und illustriert dies mit Smartphone-Abhängigkeit und Kurzweils Singularitätsvision. Doch KI ist weder metaphysisch einzigartig – sie bleibt ein Artefakt unter vielen – noch numerisch einzig, da wir es mit einer Vielzahl von Systemen und Anbietern zu tun haben. Der theol. Kern des Monotheismus, der im radikalen Anspruch auf den einen Gott liegt, wird so verfehlt.

Auch die Rede von „Allwissenheit“ bleibt epistemisch unzureichend. KI verarbeitet Daten und erkennt Muster, doch göttliches Allwissen umfasst Weisheit, Vorsehung und die Erkenntnis des Herzens. Maschinenzugriff auf Daten ist nicht nur partiell, sondern prinzipiell begrenzt und zudem fehleranfällig. Aus der Quantität verarbeiteter Daten Allwissenheit abzuleiten, ist ein Kategorienfehler.

Noch deutlicher tritt die Schieflage bei „Allmacht“ hervor. Algorithmische Wirkmacht mag beträchtlich sein, doch Allmacht meint in der Tradition souveräne Schöpfermacht, die frei und unbegrenzt wirkt. KI hingegen ist fundamental abhängig von Strom, Infrastruktur, Programmierung und ökonomischen Interessen. Potente Funktionalität mit Allmacht gleichzusetzen, nivelliert jede ontologische Differenz.

Besonders problematisch ist schließlich die Rede von „Transzendenz“. Unvorhersehbarkeit oder Kontrollverlust – etwa bei misslungenen KI-Experimenten – werden als Ausdruck des „ganz Anderen“ gedeutet. Doch Transzendenz bezeichnet das schlechthin Jenseitige, die radikale Unverfügbarkeit Gottes, die gerade nicht immanent erklärbar ist. Eine technische Blackbox ist keine metaphysische Transzendenz. P. substituiert einen der anspruchsvollsten theol. Begriffe schlicht durch die Erfahrung von Komplexität.

Dieser Evidenzgestus wiederholt sich bei den übrigen Attributen. In der Summe bleibt die Kap.folge ein Anschein von Wissenschaft: Gottesattribute werden rhetorisch in technische Zuschreibungen überführt, um die These vom „neuen Gott“ zu plausibilisieren. Doch diese Plausibilität ist nur simuliert – sie lebt von begrifflicher Verkürzung, kategorialer Verwechslung und suggestiver Wiederholung. P. erzielt Lesefreundlichkeit, bezahlt dafür jedoch mit dem Verlust jeder analytischen Schärfe.

Das *dritte Kap.* („Ein Blick in die Zukunft“, 183–191) öffnet schließlich den Rahmen und fragt, welche Rolle dieser „neue Gott“ in der kommenden Epoche spielen könnte. Die Darstellung ist gefällig, die Struktur klar. Doch auch hier arbeitet die Argumentation assoziativ und mit großen Thesen, ohne formal-methodisch oder sachlich-inhaltlich zu vertiefen.

Mein Eindruck: Chancen vertan. Das Buch hätte die Möglichkeit geboten, komplexe Zusammenhänge in einem populären Essay zugänglich zu machen. Stattdessen dominieren steile Thesen und lose Verknüpfungen. Zwar gelingt es P., Leser:innen für ein aktuelles Thema zu interessieren und einen flüssigen Text vorzulegen. Doch der Preis ist hoch: Religiöse und philos. Konzepte werden auf Schlagworte reduziert, die Verbindungen bleiben oberflächlich. Fachliche Standards – argumentative Herleitung, begriffliche Differenzierung, Verweis auf Forschungsliteratur

– treten kaum in Erscheinung. Für Expert:innen wirkt das ermüdend, für Laien verführerisch, weil die Thesen mit dem Gewicht einer seriösen Stimme auftreten, ohne das nötige Rüstzeug für kritische Auseinandersetzung zu liefern.

Besonders problematisch ist die begriffliche Enge. Der Verweis auf Barth bleibt Zitatfläche, ohne dessen Widerständigkeit für die Debatte fruchtbar zu machen. KI wiederum erscheint nicht in ihrer technischen Kontingenz oder ökonomischen Bedingtheit, sondern lediglich als Projektionsfläche spiritueller Wünsche. So bleibt die Auseinandersetzung mit beiden Polen – Theol. wie Technik – an der Oberfläche.

Damit verschiebt sich das Problem auf eine methodische Ebene. P. beansprucht, philos. und theol. zu argumentieren, arbeitet aber im Kern mit Assoziationsketten und Metaphern. Was als Analyse angekündigt ist, bleibt eine Praxis der Begriffssuggestion – ein Verfahren, das zwar eingängig wirkt, aber keine argumentative Belastbarkeit erzeugt.

Die Konsequenzen für die Wissenschaftskommunikation sind deutlich. Ein Buch aus einem renommierten Verlag, verfasst von einer ausgewiesenen Expertin, trägt das Versprechen von Seriosität. Wenn dann jedoch steile Thesen ohne begriffliche oder literaturgestützte Fundierung präsentiert werden, entsteht ein schiefes Verhältnis: Die Autorität der Fachwissenschaft wird in Anspruch genommen, ohne ihre Standards einzuhalten. Das mag Aufmerksamkeit sichern, führt aber zu Popularisierung ohne Aufklärung.

Theol. ist die Verengung gravierend. Religion wird auf anthropomorphe Projektionen reduziert, während die Tradition kritischer Gottesreflexion – von negativer Theol. bis Prozessphilos. – nicht aufgerufen wird. Ebenso übernimmt P. auf der Technikseite weitgehend die Selbstbeschreibungen der KI-Industrie: Allwissenheit, Allgegenwart, Allmacht – all das wird reproduziert, ohne die notwendige Distanz. So wird die Schrift eher zur spirituellen Begleitmusik von Big-Tech-Narrativen, eingefasst in einen essayistischen Rahmen, statt denn zu einem kritischen Beitrag der Medienethik. Das kommt einer Mythologisierung von KI gleich. Gerade in einem Feld, das ohnehin von Projektionen, Heilsversprechen und Untergangsängsten geprägt ist, wäre es Aufgabe einer theol. und philos. kundigen Stimme, diese Muster kritisch zu beleuchten. Stattdessen verstärkt das Buch sie. Zurück bleibt ein Text, der zwar Aufmerksamkeit sichert und flüssig zu lesen ist, aber den Diskurs über KI und Religion eher vernebelt als erhellt.

Über den Autor:

Rainer Gottschalg, Dr., Akademischer Rat a. Z. des Seminars für Religionsphilosophie und Fundamentaltheologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster (rainer.gottschalg@uni-muenster.de)